

Vorchristliches und frühchristliches Germanentum

Von Heinrich Klein S. J.

Die letzte und tiefste Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Germanentum und Christentum wird immer von der grundsätzlichen Stellung zur christlichen Wertewelt bestimmt sein. Wir versuchen hier, eine objektive Darstellung geschichtlicher Hergänge zu geben, die keine persönliche Entscheidung herbeiführen, sondern nur die Dispositionen und Gründe aufdecken will, aus denen die Germanen christlich wurden*.

Die Germanen sind seit etwa 2000 v. Chr., ungefähr dem Zeitpunkt der Differenzierung des Westindogermanentums, ein Bauernvolk mit einer Wirtschaftsform, die lange Erfahrung und Entwicklung voraussetzt. Die Bauernkultur des Nordens hat sich bereits zu Ende des 4. vorchristlichen Jahrtausends aus vorbäuerlichem Stadium unter Einwirkung der aus dem Orient über Nordafrika, Westspanien und Westfrankreich vordringenden bäuerlichen Megalithkultur gebildet¹. Der indogermanische und germanische Bauer ist sesshaft, solange klimatische Änderungen, Landnot und adliger Tatendrang die Bauernschaft nicht in Bewegung setzen. Auf seinem Acker baut er verschiedene Feldfrüchte, soviel wie er für seine Familie braucht, er hält Klein- und Großvieh, wohnt in einer schlichten, nicht mehr primitiven, holzgezimmerten und strohbedeckten Hofstatt mit Feuerherd und Schlafstellen, ohne Speicher und Keller. Seine Zweifelderwirtschaft ist extensiv, nicht intensiv, ohne Düngung und Bewässerung, ohne Garten- und Wiesenkultur, den Wald meidend, ohne ausgedehnte Rodung. Der unbequeme Betrieb bringt oft kargen Ertrag, weshalb der germanische Bauer mit Recht für weniger arbeitslustig angesehen wird als sein Nachfahr.

Die Bedeutung der germanischen Kunst darf man gewiß nicht überschätzen: Die Megalithgräber des Nordens, aus unbehauenen Steinen roh gefügt, sind keine Kunstdenkmäler; wie alt die in der nordischen Dichtung beschriebene Fürstenhalle mit ihrem „ragenden Dach“ und dem kunstvoll gezierten First ist, bleibt durchaus unklar. Aber zweifellos ist

* Quellen: Thule (Jena 1912 ff.): Islands Besiedlung und älteste Geschichte Bd. 23; Die Geschichte vom weisen Njal Bd. 4; Die Geschichte von den Leuten im Lachswassertal Bd. 6; Die Edda Bd. 1—2; u. a. m. Baeda, *Historia ecclesiastica gentis Anglorum* ed. Holder 1882 oder ed. Plummer Oxonii 1897. Bekehrungsgeschichten leicht zugänglich bei Timerding, *Christliche Frühzeit Deutschlands. Frühgermanentum III*.

Darstellungen: O. Menghin, *Weltgeschichte der Steinzeit*, 1930. — F. Kern, *Anfänge der Weltgeschichte*, 1933. — Ders., *Stammbaum und Artbild der Deutschen*, 1927. — Nollau, *Germanische Wiedererstehung*, 1925 (Sammelwerk mit Beiträgen hervorragender Fachleute). — Heusler, *Altgermanische Dichtung*. — Niedner, *Islands Kultur zur Wikingerzeit*, 1913. — Olrik, *Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit*, 1925. — Philippson, A., *Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen*, 1929. — R. Meißner, *Nordgermanen und Christentum*, 1929. — Baetke, *Arteigene germanische Religion und Christentum*. — Rückert, *Christianisierung der Germanen*, 1934.

¹ Vgl. hierzu O. Menghin, *Weltgeschichte der Steinzeit*. Wien 1930. Ders., *Geist und Blut*. Ebd. 1933.

die Kunst der vorchristlichen Germanen über primitive Anfänge hinausentwickelt. Es ist nicht unmöglich, daß z. B. die in Holz besser als in Stein motivierte Ornamentik der romanischen Dome und Burgen, insbesondere die Zwerggalerie, auf altnordische Holzschnitzkunst zurückgeht. Als Schrift dienen den Germanen auf Holzstäbe („Buchstabe“) geschnitzte oder in Stein gegrabene Runen, deren Alter und Verwandtschaft mit andern Alphabeten noch umstritten sind. Die Runen werden überwiegend zu kultisch-magischem Brauch verwandt („raunen“), kaum zur Aufzeichnung von Dichtung, die vielmehr von Mund zu Mund übertragen wird. Bedürfnis und technische Möglichkeit, Götter- und Heldenlieder aufzuzeichnen, entstehen erst in christlicher Zeit.

Aus der Masse der freien Bauern hebt sich durch kriegerische Tüchtigkeit und bestimmte gesellschaftliche Haltung ein nordisch-fälischer Adel hervor, dessen Ursprung freilich noch nicht erklärt ist. Sein Wunschbild ist der „Held“, sein Standethos ist beherrscht vom Gesetz der Krieger-ehre: es fordert heroischen Einsatz des Lebens im Kampf, unversöhnlichen Austrag jeglichen Zwistes, unbedingte Blutrache, Treue innerhalb von Gefolgschaft und Sippe. In der „Halle“ treibt der Adel weiträumige, kühne Politik, sein Elan vollbringt, mit der Stoßkraft der Bauernschaft verbunden, Taten von welthistorischer Bedeutung².

Die Stellung der germanischen Frau ist nach Tacitus und der nordischen Saga im allgemeinen geachtet; streng wird von ihr voreheliche Keuschheit und eheliche Treue gefordert. Doch gilt sie vor dem Gesetz nicht als rechtsfähige Person, sie ist Sache³.

Für die Erkenntnis der germanischen Religion, in dem Stande zumal, in dem sie dem Christentum weichen mußte, fließen die Quellen recht spärlich. Für die meisten germanischen Stämme erhalten wir im allgemeinen nur am Äußern haftende Nachrichten. Wenig Auskunft gibt Tacitus; ohnehin darf man ihm nur dort unbedingt folgen, wo seine Angaben anderswie bestätigt werden. Die christliche Missionsgeschichte hat wenig unbefangenes Interesse an der Darstellung eines Glaubens an Götter. Das gilt für Baedas *Historia ecclesiastica gentis Anglorum* und die Lebensgeschichten der Missionare; weniger stimmt es bei der kühl realistischen, für das Christentum minder begeisterten isländischen Bekehrungsgeschichte, dem *Islendingabok* des Ari Thorgilsson († 1148), dem *Landnamabok* und der *Kristnisaga*. Neben den Gesetz- und Bußbüchern der christlichen Zeit und den Ergebnissen der nordischen Namen- und Brauchtumforschung bleibt uns als wichtigste Quelle für die altgerma-

² Vgl. dazu Fritz Kern, *Stammbaum und Artbild der Deutschen* (München 1927), ein bis heute noch nicht übertroffenes Werk über germanische Art.

³ Dazu: S. Naumann, *Altgermanisches Frauenleben*. Jena 1925. G. Neckel, *Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen*. Berlin 1932. Auf die Problematik der Einzelheiten des germanischen Kulturlebens kann in einem kurzen Aufsatz nicht eingegangen werden. Auch ohne kritische Auseinandersetzung mit andern Darstellungen spürt der aufmerksame Leser die immanente Stellungnahme zu den bekanntesten von ihnen leicht heraus. Daß wir fast ausschließlich die Verhältnisse auf Island und in England im Auge behalten, ist durch die Artung der Quellen gerechtfertigt.

nische Religion die altisländische Edda und die Sagadichtung. Im 10. bis 11. Jahrhundert n. Chr. in Ton und Form geprägt, im 12.—13. Jahrhundert niedergeschrieben, zeigt sie zwar unverkennbar christlichen Einfluß, aber gerade auf Island, dem klassischen Lande des germanischen Altertums, hat sich das Heidentum länger und zäher gehalten, floß der Strom altgermanischer Überlieferung stärker als anderswo noch in die christliche Zeit hinein. „Die ganze Vorzeit“, so heißt es in einer Strophe des Hallfred Vandraedaskald, „hat zu Odins Ehren die Dichtung gepflegt. Ich denke zurück an die herrlichen Schöpfungen unserer Ahnen. Nur ungern sage ich Friggs Gatten Feindschaft an, wir müssen jetzt Christo dienen.“ Hätten die isländischen Geistlichen des 11.—13. Jahrhunderts nicht solche Gesinnung geteilt oder wenigstens Verständnis für sie gehabt, wenig genug wüßten wir heute von germanischem Götterhimmel und germanischer Frömmigkeit.

Germanische Religion ist Bauernreligion, nicht jungfräulich auf nordischem Boden entstanden, sondern ihre vielverzweigten Wurzeln hinabsenkend in vorindogermanische Zeit. Das mild-klare Antlitz des einen Vatergottes, das der jungen Menschheit einst geleuchtet hat, ist längst durch Geisterglauben und Polytheismus bis zur Unkenntlichkeit verblaßt. Vergebens beruft man sich auf den nordischen Urmonotheismus Herman Wirths: die urnordische Rasse, die vor der Eiszeit, also vielleicht 500 000 Jahre vor Christus, im hohen Norden „lichtgläubig“ gewesen sein soll, hat nie gelebt⁴. Vergeblich ist auch die Berufung auf den Text in der „Germania“ des Tacitus: „Sie weihen Wälder und Haine, und göttliche Namen geben sie jenem geheimnisvollen Wesen, das sie nur in frommer Andacht schauen.“ Der Sinn dieser Stelle kann nur sein, daß die Götter Geistwesen sind, die man in den Hainen verehrt, ohne sie mit diesen gleichzusetzen. Und selbst wenn Tacitus hier von Eingottglauben sprechen wollte, es handelte sich eben nur um römische Deutung, deren Richtigkeit erst erhärtet werden müßte. Die Quellen wissen aber nichts von solchem Monotheismus, viel weniger noch von Selbst- und Weltvergottung.

Wir hören im Norden vom Tempelkult der großen Götter Thor, Freyr, Odin und Njördr, von denen Thor am meisten gilt. Wir sehen die Götterkulte wandern und sich wandeln. Bei den Angelsachsen der „Reckenzzeit“ ist Wodan, der Sieg- und Reichtumspender, Hauptgott; bei dem Adel Dänemarks und an den Fürstenhöfen Norwegens ist Odin Schutzherr der Kämpfer; die isländischen und norwegischen Bauern verehren vor allem den Gewittergott Thor und den Wachstumsgott Freyr, ebenso wie die schwedischen Bauern des fruchtbaren Upsalalandes, nachdem ihr Hauptgott Ull zum Wintergott herabgesunken ist. Wodan-Odin ist erst Sturm- und Totengott, wandelt sich zum Gott des Sieges und Reichtums, wird endlich zum Erfinder des Zaubers, zum Runenmeister und Walter der Dichtkunst.

Auch fremdartige Gottheiten treten in den Kultbereich ein. Die Jarle von Hladir am Trondhjemsfjord verehren weibliche Gottheiten der Lapp-

⁴ Die gründlichste Widerlegung der Phantasien Wirths ist das Meisterwerk Menghins, das ob seiner schweren Lesbarkeit leider noch zu wenig bekannt ist.

länder. Von Helgi dem Mageren berichtet das Landnamabok (Thule 3, 4), er sei wunderlich gemischt im Glauben gewesen: vor der Wikingfahrt opfert er Thor, seinen Hof nennt er Kristnes, „Vorgebirge Christi“. Polytheismus ist wesentlich tolerant, naiv duldsam, jeder mag den Gott verehren, der ihm am meisten zusagt. In der Rasse liegt dies keineswegs begründet, weshalb es verfehlt ist, von der Toleranz als „innerstem Wesen indogermanischem Raumseelentums“ (Hauer) zu sprechen. Überdies wandelte sich germanische Duldsamkeit zu zäher Intoleranz, als man sich des polytheismusfremden Gebotes bewußt wurde: Du sollst keine fremden Götter neben mir haben.

Die germanischen Götter sind gesteigerte Menschen, an Macht und Lebensdauer dem Grad nach, nicht wesentlich von diesen geschieden. Sie sind von menschlichen Leidenschaften und Gefühlen beherrscht, sie sorgen sich vor der Zukunft und suchen sie, wie die Menschen, zu erforschen (Hymiskvida). Sie sind weder Schöpfer noch unbeschränkte Leiter der Welt und der menschlichen Geschicke. In die Kämpfe der Menschen greifen sie nicht wie Allwelter Zeus und die Unsterblichen des Olympos ein — man vergleiche die homerische mit der nordischen Heldendichtung. Sie vermögen Baldr nicht wiederzuerwecken. Sinnlos und blind steht über Göttern, Menschen und Welt schicksalverhängend der Spruch der Nornen. Im Kampf mit den Feuer- und Wetterriesen gehen die Götter unter, eine neue Welt erhebt sich aus dem Meer, in goldenem Saal genießen „wackere Scharen“ mit Baldr, dem Auferstandenen, ewig Wonne — wer diese wackeren Scharen sind, bleibt dabei dunkel (Völuspá)⁵.

Auf Island sehen wir den Götterkult aufs engste mit dem Gemeinschaftsleben verbunden, geistliche und weltliche Verfassung sind untrennbar. Ein Gesetz gilt für Staat und Religion, die Goden Islands sind wie die Jarle Norwegens und später auch die christlichen Bischöfe geistliche und weltliche Beamte zugleich. Der Übertritt des einzelnen zum Christentum galt als „fraendaskömm“, Entehrung der Verwandtschaft, Bruch der durch ehrwürdigen Väterbrauch geheiligten Ordnung (vgl. Kristnisaga, c. 6). Andererseits folgten aus demselben starken Sippengefühl heraus einem übertretenden Häuptling die Sippenossen bedenkenlos nach.

Auf dem isländischen Althing des Jahres 1000 wurde die Annahme des Christentums zum Volksbeschluß erhoben: alle, die noch ungetauft waren, sollten die Taufe annehmen; für die Kindesaussetzung und das Essen von Opferfleisch sollten die alten Gesetze noch weiter gelten, man könne heimlich opfern, doch sollte die Strafe des „Lebensringzauns“ (dreijährige Verbannung) verhängt werden, wenn Zeugen dafür beigebracht würden. Das Gesetz wird von dem Gesetzessprecher Thorgeir in einer Rede begründet, die mit keinem Wort auf die religiöse Bedeutung des Übertritts eingeht, sie trägt lediglich der Tatsache Rechnung, daß die isländische Landgemeinde in einen christlichen und einen heidnischen Teil gespalten war

⁵ Vermutlich handelt es sich hier um alten Jahreszeitenmythos. Vom neuen Weltfrühling spricht auch Vafthrudnismal (44—47, 50—51). Vgl. dazu: F. Kern, Die Welt, wozu die Griechen traten. Anthropos 24.

und damit der Zusammenbruch des isländischen Staates drohte (vgl. *Islandingabok*, c. 8).

Die Hauptsache war den isländischen Heiden, daß man an den großen Jahresfesten teilnahm, wo man gemeinsam für das Gedeihen der Früchte, die Erhaltung des Gemeindefriedens und den Sieg über die Feinde opferte, und daß man den üblichen Tempelzoll entrichtete. Im übrigen mochte der einzelne sich Trost und Hilfe suchen, wo und wie er wollte. Ob man Thor, Freyr oder Njördr verehrte, oder überhaupt keinen Gott, blieb jedem überlassen (vgl. *Landnamabok* 3, 6; 5, 1). Lebendig war auch noch der Geisterglaube, durch den sich der Isländer Bergrutsche, Vulkanausbrüche und Erdbeben erklärte.

Das Verhältnis des Einzelnen zur Gottheit wird in Altisland „*vinfiengi*“ genannt, es ist ein frei mit dem Gott geschlossener Freundschaftsbund, der jederzeit wieder ebenso frei lösbar ist. Die Verehrung des Gottes bemißt sich dabei nach der Macht, die man ihm zutraut, nach der Hilfe, die man von ihm erwartet. Man trägt Namen und Bild des Gottes, um seiner Nähe gewiß zu sein. Nach Norden gewandt, betet man um Rache an einem Gegner, um Heilung einer Wunde, um guten Fahrwind usw. Mit dem Gebet ist ein Opfer verbunden, für das man eine Gegenleistung erwartet; ein freies Lob- und Dankopfer wird nirgends erwähnt. Bleibt die göttliche Hilfe aus, so zürnt man dem Gotte nicht, er ist ja nicht ungerecht gewesen, sondern nur machtlos. Wiederholte Enttäuschung macht gegen den Wert des Opfern dann überhaupt mißtrauisch (vgl. *Havamal* 13)⁶.

Die Antwort Jahwes an den leidenden Job ist im Munde eines germanischen Gottes undenkbar. Man läßt eher den umsonst zu Hilfe gerufenen Gott unbedenklich im Stich, wie Hrafnkel (*Hrafnkelssaga*), der von Freyr enttäuscht, den Brand seines Tempels nicht beklagt, sondern „es für eine Dummheit erklärt, den Göttern zu opfern“. Finnbogi der Starke erklärt dem griechischen Kaiser auf dessen Frage nach seinem Glauben: „Ich glaube an mich selbst“ (*Finnbogasaga* 19). Das *Landnamabok* (1, 4) berichtet von Hall Gottlos (!) und seinem Vater Helgi: „Weder Vater noch Sohn wollten opfern, sie glaubten an ihre eigene Kraft.“ Diese Haltung der Gottheit gegenüber spielt bei der Bekehrung zum Christentum oft eine entscheidende Rolle. Der Christengott macht auf viele Heiden deshalb so gewaltigen Eindruck, weil er als Weltschöpfer in unbedingter Machtfülle herrscht, weil man sich ihm deshalb mit unbedingtem Vertrauen hingeben kann (vgl. *Kristnisaga* 2). Bei Baeda (a. a. O. 2, 13) spricht der northumbrische Oberpriester Coifi zu König Ethwin: „Ich bekenne in Wahrheit, als meine tiefste Überzeugung, daß unserer Religion nicht die mindeste Kraft innewohnt. Ich habe mich eifriger als alle andern dem Götterkult gewidmet und doch nie den geringsten Erfolg gesehen.“ Er will nun selbst den alten Kult zerstören und wirft seinen Speer in die Tempelwände, daß sie zerbersten⁷. Da die Götter kein Feuer zur Rache

⁶ Das Verhältnis des Menschen zum Gott entspricht dem des Gefolgsmanns zum Gefolgsherrn. Auch hier gilt Treue um Treue (vgl. *Bjarkamal*).

⁷ Solche „Heiligtumsschändung“ ist also nicht typisch „römisch“ oder „orientalisch“, sondern ebenso gut germanisch, sie hängt nicht mit Rasse, sondern mit der

schicken, hält sie das umstehende Volk für besiegt und drängt sich zur Taufe. Ähnliche Beispiele finden sich in vielen Bekehrungsgeschichten; überall kommt es den Germanen darauf an, die Macht ihrer Götter und Geister mit der des Christengottes, des „Romkönigs“, des „Herrn der Mönche“, wie ihn die Skalden Islands nennen, zu messen.

Man hat angesichts dieser Tatsache wohl von einer „Zersetzung“ der germanischen Religion vor der Christwerdung gesprochen. Außer den Männern, die wie Hrafnkel den Glauben an die Götter aufgegeben und deshalb den Beinamen „gottlos“, godlauß, führten, haben es auch solche gegeben, die sich aus dem Vielgötterglauben selbständig zum Eingottglauben durchgerungen. Das Landnamabok z. B. berichtet vom Gesetzessprecher Thorkel, daß er sich im Sterben in die Hand dessen empfohlen, der die Sonne gemacht; in der Vatzdoelasaga (23) sagt Ingimunds Sohn nach dem Tode des Vaters: „Es wird unserem Vater vergolten werden von dem, der die Sonne geschaffen und alle Welt, wer dieser auch sei.“ Wie weit solche Ahnung des „unbekannten Gottes“ verbreitet war, ist schwer zu ermitteln, die Masse des Volkes wird kaum über die heimische Götterwelt hinausgedacht haben, an der sie mit Aufrichtigkeit und Treue hing.

Zweifellos wirkten sich aber die Wanderungen und Fahrten der Germanen auch auf die Frömmigkeit aus. So findet sich bei den Angelsachsen zu Ende der heroischen Wanderungszeit eine ausgesprochen pessimistische Grundstimmung den Göttern und dem Leben gegenüber. Die kampferfüllte Reckenzeit mit ihren täglichen aufregenden Erlebnissen ist vorbei, Entspannung und Ermüdung treten ein, grüblerische Schwermut verdrängt den herrischen Trotz, auf die Zeit der Heldendichtung folgt wie bei Griechen und Römern die Zeit der Elegie, mit ihrem Urmotiv der Vergleichung des Einst mit dem Jetzt. Diese Stimmung bricht schon in dem der Heldenzeit noch so nahestehenden Beowulf durch: da die Krieger den König im Seehengst den Wellen übergeben, ist „traurig ihr Sinn und kummervoll ihr Mut, nicht wußten wahrhaft zu sagen die Saalberater, die Helden unter dem Himmel, wer die Fracht empfang“. Vollends in den altenglischen Elegien⁸, die zwar im 7.—9. Jahrhundert aufgezeichnet und nicht ganz frei von christlichem Einfluß, aber doch überwiegend aus altgermanischem Lebensgefühl heraus geschaffen sind, kommt die zweifelnde Stimmung der Ungewißheit erschütternd zum Ausdruck. Keine heroischen Schicksale finden wir hier gestaltet, Hunger und Kälte, Nacht-

Volkspsychologie des Polytheismus zusammen. In der noch ganz in heidnischer Zeit spielenden Hrafnkelssaga heißt es: „Weiter abwärts standen die Tempel, die Hrafnkel gehört hatten. Thorkel wollte dorthin. Er ließ sämtliche Götterbilder plündern, dann die Tempel anzünden und alles verbrennen.“ Der geächtete Gode nimmt die Kunde davon gleichmütig auf. Der „heilige Schauer“ unserer Neugermanen über das „Abhacken heiliger Bäume durch römisch-auflärerische Missionare“ muß da grotesk wirken — ebenso wie manche andere unnütze Entrüstung über „pfäffisches Christentum“. Man übersieht zumeist, wie sehr man das eigene Empfinden in germanische Zeit hineinprojiziert.

⁸ Texte bei Grein-Wülker (Bibliothek der angels. Poesie) oder bei Kluge (Angelsächsisches Lesebuch).

wachen, Regen und Nahrungsnot werden nicht mehr heldenhaft ertragen. Man klagt über Trennung und Verbannung aus der Heimat, Friedlosigkeit und Liebesleid, alle Lebenskraft scheint entschwunden. Ergreifend klingt die Klage des einsamen Recken, der an winterlicher Küste verlassen von der Dienstzeit beim gefallenen Druhtin träumt — es waren die schönsten Jahre seines Lebens! Nun muß er heimatlos über die weiten Meere, einen neuen Gefolgsherrn zu suchen.

Hier zum mindesten drängt der altgermanische Schicksalsglaube nicht zur Aktivität. Baeda berichtet uns glaubwürdig, daß einmal vierzig Angelsachsen sich an der Hand faßten, um sich aus Verzweiflung in einen Abgrund zu stürzen (a. a. O. 4, 13). Weltangst und Qual der Vereinsamung spricht sich in dem Gleichnis vom Sperling aus, das ein northumberischer Fürst seinem König erzählt (Baeda 2, 13): „Mein König, das gegenwärtige Leben der Menschen scheint mir im Vergleich zu der Zeit, die uns unbekannt ist, so zu sein, wie wenn du dich mit deinen Herzögen zu Tische setzest zur Winterzeit. Feuer brennt wärmend auf dem Herd, draußen tobt der Schneesturm. Da fliegt ein Sperling herein, durchschwirrt die Halle, zur einen Tür herein, zur andern hinaus. Einen Augenblick bleibt er vom Sturm verschont, dann kehrt er aus dem Winter in den Winter zurück. So ist das Menschenleben wie ein Augenblick, was ihm vorangegangen und was ihm folgt, wissen wir nicht. Wenn aber die neue Lehre Kunde davon bringt, soll man sie annehmen.“

Man darf aber nicht ohne weiteres die hier zum Ausdruck kommende Skepsis dem alten Glauben gegenüber für typisch halten. Sie mag sehr wohl aus einem besonders gearteten Volkscharakter in einer ganz bestimmten Zeitlage und unter Umweltsreizen geboren sein, die anderswo ganz andere Stimmungen auslösten. Die ehrfurchtsvolle, scheue Verehrung der Fruchtbarkeitsgöttin Nerthus und der milderen Vanengötter bei den Angelsachsen der Festlandzeit scheint in der Tat auf ein minder rauhes Lebensgefühl hinzudeuten, als es andere germanische Stämme kennen, die während derselben Zeit einen männlichen willensbetonten Asen als „Freund“ verehren. Man vergleiche dazu, was Tacitus, *Germania* 35, von den Chauken sagt, die nach Plinius, *Hist. nat.* 4, 14, zum Kultverband der Angelsachsen gehören: „Die Chauken sind das edelste Volk unter den Germanen, das es vorzieht, seine Größe durch Gerechtigkeit zu erhalten. Frei von Habgier und Herrschsucht leben sie in Frieden und Abgeschiedenheit... Das ist ein glänzender Beweis für ihren Mut und ihre Macht, daß sie ihre Überlegenheit nicht durch Gewalttätigkeit erreichen.“

Es bleibt aber ein allgemeiner wesentlicher Mangel germanischer Religiosität, der von hier aus nur noch ersichtlicher wird: den Germanen fehlt das Bewußtsein seinsmäßiger Abhängigkeit von der Gottheit und damit die Möglichkeit einer tiefinnerlichen Beziehung zu ihr. Vor allem: die Götter sind nicht Urheber und Hüter einer sittlichen Weltordnung. Wohl wachen sie über den Eid, vereinzelt hören wir auch davon, daß eine Nidingstat, ein Bruch der in der Sippe gründenden Rechtsordnung, ihren Zorn erregt — sie schicken einmal Unwetter, als die Söhne der Droplaug die gesetzliche Anzeige des an dem Beleidiger der Mutter verübten Tot-

schlags versäumen (Droplaugarsonasaga 7), aber im allgemeinen haben sie nicht das Amt, die Guten zu belohnen und die Bösen zu strafen, weder im Diesseits noch im Jenseits.

Nach germanischer Vorstellung lebt der Tote, wie immer er auf der Welt sich verhalten, als lebender Leichnam im Hügelgrab oder im Schoß eines Berges, allein oder mit den Verstorbenen seiner Sippe vereint; er sitzt dort am Herdfeuer beim Trunk, wirkt nützend oder schädigend auf das Gedeihen der Ernte, naht sich wohl auch menschlicher Behausung. Vor allem findet der Ermordete nicht eher Ruhe, bis daß er von seiner Sippe gerächt ist. Totenkult wie Geisterglauben gehören zum festen Bestand einer Bauernreligion! Auch im Reich der Hel, dem allgemeinen Totenreich, zu dem auch Sigurd und Baldur nach ihrem Tode fahren, wird nicht sittlich gewertet, ebensowenig wie in Valhöll, der Halle der Erschlagenen, wo Odin mit den Tapfersten in froher Geselligkeit bei nie versiegender Bierquelle den Endkampf mit den Riesen erwartet, in dem er mit den Göttern und Menschen zu Grunde geht⁹. Der Wikinger stellt sich Walhalla als Fürstenhalle vor, die immer herrlicher in der Phantasie entsteht, so daß die Hel daneben immer düsterer erscheint.

Zu Unrecht behauptet man, daß die Hoffnung auf Walhalla nirgends den Menschen im Lebenskampf aufgerichtet habe. Auch wenn im Ingjaldlied der trotzige Wikinger es nicht ausdrücklich sagte:

Ich, der mit dem Schwerte
erschüttert das Weltrund,
frei kann ich fahren
zum fernen Licht (= Walhall),

so müßte man angesichts der dichterischen Verklärung des Heldenhimmels, der Freude, die sie sichtlich an seiner Ausmalung hatten, doch ohne weiteres annehmen, daß den Germanen der Reckenzeit dieses Jenseits durchaus behagte. Wir dürfen nicht allzu tief in germanische Seele blicken wollen — wir sehen am Ende durch sie hindurch nur die eigene Seele. Daß Walhalla mit Göttern und Welt einmal zu Grunde geht, braucht sie in der Vorstellung des Wikingers nicht zu entwerten, er hat weder Zeit noch Sinn, über das Grauen des Weltendes nachzudenken. Der Mensch der heroischen Wanderzeit „denkt“ nicht, er handelt, und zwar gewalttätig, „der Taten Nachruhm“ reißt ihn hin, er braucht den Glauben an eine Harmonie der Dinge nicht, um kräftig und froh die Werte des Lebens zu bejahren, er, der täglich sein Leben aufs Spiel zu setzen gewohnt ist. Er „übt des Willens festen Bann, selbst dem Gedanken wehrend“, wie aus gleicher Kriegerdenkart der vorislamische Beduine asch Schanfara es ausdrückt. (Lamijat al Arab, ed. G. Jakob.)

Tieferen Naturen aber mußte, in weniger willensbetonter Zeit zumal, das Ungenügen der germanischen Eschatologie aufgehen. Denn in der Tat ließen die vielfach widerspruchsvollen kosmogonischen und eschatologischen Vorstellungen die tiefsten und letzten Fragen menschlichen Le-

⁹ Die ethische Begründung des Weltendes durch die sittliche Entartung der Menschen in der Völuspa ist ein dem Germanentum fremdes Motiv des christlichen Dichters.

bens dunkel und ungelöst, die Fragen nach der Begründung des Guten und dem Woher und Wohin des Menschen; Fragen, die wirklich gestellt wurden, wie das Beispiel gebildeter Angelsachsen beweist. Die Unruhe des Gewissens wurde vollends nur im Christentum gelöst, und auch die Wikingerzeit kannte sie. Der Brudermörder im Hamdismal, Gunnar im Sigurdlied, Sigrid in Olafssaga Tryggvasonar, sie alle fühlen das Bedrückende der Schuld. Die Jenseitshoffnung des Christentums, die Lehre von der gütigen Vorsehung des Schöpfergottes verfehlte ihre tiefe Wirkung nicht. Man muß sich der Rolle erinnern, die in der Bild- und Wortkunst des deutschen Mittelalters — vom Heliand und der Hildesheimer Bronzetür bis zum „Ackermann aus Böhmen“ und Dürer — die Heilswahrheiten der „letzten Dinge“ spielen, um zu erkennen, mit welcher erschütterndem Ernst die Germanen die christliche Heilslehre in sich aufnahmen.

Bei den Angelsachsen vollzog sich die Christwerdung rascher und tiefer als anderswo. Hier war nie ein Druck ausgeübt worden, wie unter Olaf Tryggvason und Olaf dem Jüngeren in Norwegen oder unter Karl dem Großen bei den Sachsen — übrigens den einzigen Beispielen „gewaltsamer“ Bekehrung bei den Germanen. Die Missionare, die Gregor zu den Angelsachsen sandte, waren feine Köpfe, geschult und voll tiefen Verantwortungsbewußtseins, sie mußten ganz andern Eindruck machen als der gewalttätige Dankbrand, der Sohn des Grafen Willibald von Bremen, der von Olaf Tryggvason zur Sühne seiner Plünderungsfahrten nach Island geschickt wurde (Kristnisaga 7), oder die beiden Isländer Gizur und Hjalti, die nicht einmal Priester waren. Zu den Angelsachsen kam die Mission aus dem glanzvollen, bewunderten Süden, von wo Papst und Bischöfe gewinnende Schreiben an die Fürsten Englands erließen, während nach Island die Mission von Norwegen her kam, von dem man sich eben gerade aus Freiheitsbedürfnis gelöst und dessen Boten man deshalb mit stärkstem Mißtrauen und schroffster Ablehnung entgegentrat¹⁰. Der Norden kennt keine christlichen Martyrer, aber viele Heiden, die lieber in den Tod gingen, als daß sie sich von Norwegen den Glauben vorschreiben ließen.

Die Missionare der Angelsachsen bedachten die Weisheit des hl. Augustinus, daß man den Menschen zum Glauben bewegen, nie aber ihn dazu zwingen kann. „Die Worte sind zwar schön, aber neu“, spricht König Ethelbert, „darum kann ich ihnen nicht beistimmen und das aufgeben, was ich mit dem Volk der Angeln so lange heilig gehalten“ (Baeda a. a. O. I, 25). Die Missionare dringen nicht weiter auf ihn ein, sie bauen sich auf Einladung des Königs Zelte, predigen mit hinreißender Kraft in der wiederhergestellten alten Martinskirche von Doruvin und warten ruhig im Vertrauen auf Gott, „der die Herzen öffnet“, den Zeitpunkt ab, wo der König freiwillig und nach reiflicher Überlegung sich zur Taufe meldet. Ethelbert hielt darauf, daß die Angeln nicht bedenkenlos ihm

¹⁰ Einst hatten die Isländer den Odinskult abgelehnt, weil Harald Schönhaar, ihr Feind, Odinsverehrer war!

folgten; er wies die Missionare an, eifrig zu predigen, und „freute sich dann über alle, die sich taufen ließen“ (Baeda 1, 26). Die Missionare zerstörten oder zerbrachen nichts mit Gewalt, sie erstrebten eine allmähliche Umbildung des heidnischen Brauchtums. Nie wurden deshalb die Missionare in England so verächtlich behandelt wie auf Island, wo man den ersten Glaubensboten Thorvald bei seinem Ritt zum Hegraneðsting mit Steinen bewarf, wo man sich gegen den rachsüchtigen, seiner Mißerfolge wegen übelgelaunten Tempelzerbrecher Stefnir zusammenrottete.

Bedeutungsvoll war zweifellos auch die soziale Fürsorge der Missionare. Von Wilfrid sagt Baeda (a. a. O. 4, 13), er habe in Zeiten der Hungersnot dem Volk eine Methode des Fischfangs (mit Netzen) gelehrt: „Durch diese Wohltat gewann der Bischof die Herzen, und bereitwilliger fingen die Heiden an, auf die Predigt dessen hin Himmlisches zu hoffen, durch dessen Hilfe sie zeitliche Güter erhalten hatten.“ Man kann von diesen Missionaren mit Recht sagen, was Eugipp von Severinus rühmt, der „mehr durch das, was er tat, als durch Worte lehrte“, oder wie es von Willehad bei den Friesen, Lebuin bei den Sachsen, Ansgar bei Dänen und Schweden fast gleichlautend heißt: „Beispiel und Lehre taten gleichmäßig das Ihre“ (Vita Ansgari). Bei den Angelsachsen kann zum mindesten nicht die Rede sein von einem jähen Bruch „entwicklungsfähiger“ germanischer Frömmigkeit. Die Sprache Coifis braucht nicht die Sprache aller Angelsachsen zu sein, zumal nicht die des gewöhnlichen Volkes. Aber das Wissen um die Ohnmacht der Götter und tiefe Ratlosigkeit den letzten Lebensfragen gegenüber war gewiß nicht ihm allein schmerzliches Erlebnis.

Das Christentum hätte sonst auch schwerlich so tiefe Wurzeln geschlagen. Rückfälle sind in Altengland bedeutend seltener als anderswo, meist sind sie durch den gewaltsamen Zwang einbrechender heidnischer Stämme verursacht, wie in Northumbrien durch die Briten, in Kent durch die Mercier (Baeda a. a. O. 3, 30; 4, 27). Nicht lange nach der Bekehrung blühen auf englischem Boden zahlreiche Klöster, in denen neben Wissenschaft, Dichtung und Bildkunst tiefinnerliche Frömmigkeit lebt, echte Kultur, nicht greisenhaft müde hellenistische Starrheit. Denn aus diesen Klosterstätten zieht ein neuer „heiliger Frühling“ in die germanische Welt hinaus, dem urnordischen ver sacrum an Tatkraft nicht nachstehend, in der Heiligkeit seiner Glut aber überlegen. Der Missionsdrang der Angelsachsen ist nicht orientalisch, er ist der Mitteilungsdrang des Menschen, der eine beglückende Wahrheit tief begriffen hat, und deshalb auch germanisch. Die Könige tun sich im Glaubenseifer — nicht immer im Interesse der königlichen Macht — hervor. König Oswin wirft sich einmal dem Bischof Aedan zu Füßen, was diesen tief erschütterte, „er ahnte, daß ein so demütiger König nicht lange leben werde“. König Sigbert entsagt nach kurzer Regierung der Krone, um Mönch zu werden. Als das Volk der Mercier gegen die Ostangeln heranzieht, wird Sigbert gegen seinen Willen in die Schlacht gezogen. Der König will nur mit einer Rute kämpfen, er fällt, und das ganze Heer wird geschlagen (Baeda 3, 18). Oft erzählt Baeda, daß Könige und Adlige nichts sehnlicher wünschen, als nach Rom

zu ziehen und dort den Tod zu erwarten (Baeda 4, 5; 5, 7; 5, 19). „Viele, hoch und niedrig, waren mehr auf Tonsur und Gelübde bedacht als auf kriegerische Übung.“

Im hohen Norden dagegen wurde das Christentum noch lange recht äußerlich aufgefaßt. Man war auf Island noch nicht innerlich dafür reif geworden, als das Volk nach dem Althing des Jahres 1000 sich taufen ließ. Es war der oben gezeichnete Gemeinschaftscharakter der alten Religion, der eine gewisse religiöse Lockerung dadurch bewirkt hatte, daß er die Glaubenshaltung des Individuums nicht einengte. Mit einer „Zersetzung“ des Altgermanentums hat das aber nichts zu tun. Religion war in Island politische, „völkische“ Angelegenheit, die Christwerdung war es, wie wir oben sahen, nicht minder. Die Umstände bei jenem Thing sind bezeichnend: Christen (die übrigens in der Minderheit waren) und Heiden beschließen für den Sieg ihres Glaubens acht Menschenopfer, je zwei aus jedem Landesviertel. Nach dem Sieg der Christen weigern sich viele, sich aus den Quellen der Thingstätte taufen zu lassen, da sie zu kalt seien, und ein Adelbauer läßt erst zwei alte Weiblein taufen, um sich von der Harmlosigkeit des neuen Zaubers zu überzeugen. Die Feinde der Sippe des weisen Njal lassen sich vor ihrem Rachezuge eine Messe lesen, unterwegs beten sie in einer Kirche um gutes Gelingen des Mordbrandes. Die Laxdoelasage zeigt die christlichen Isländer rauflustig, tatendurstig und unversöhnlich wie ehemals.

So gleichgültig manche Isländer dem alten Glauben gegenüber gewesen, so wenig erwarteten sie von dem neuen, und andern wieder erging es wie dem Skalden Hallfred, der ein „zwiespältiges Gefühl“ hatte: in Sachen des Christentums möge Olaf recht haben, von Odin aber werde er nicht lassen; er fand das Evangelium unpoetisch, „ekki skaldigt“ (Fornmanna-sögur)¹¹. Langsam bahnt sich aber auch hier die Milderung der Sitten an, wird die jugendliche Hemmungslosigkeit zur beherrschten Haltung des Mannes gebändigt, erhält das achtlos preisgegebene Gut des menschlichen

¹¹ v. Leers behauptet in seiner mehr mit Kraftsprüchen als historischer Beweisführung wirkenden Schrift „Der Kardinal und die Germanen“, die Isländer seien, um dem Zwang der Christianisierung zu entgehen, aus Norwegen ausgewandert. Tatsächlich beginnt die Auswanderung schon seit 874 unter dem Odinsverehrer Harald Schönhaar, als dieser einen auf Abgaben beruhenden Einheitsstaat gründet. Trotz des harten Daseinskampfes in der noch rauheren Natur Islands kehrt kaum jemand zurück, so daß Harald schon eine Verödung Norwegens fürchtet (Ari, Isl. 1). 927 wird erst ein Gesetzessprecher bestellt, so lange also herrscht mindestens auf Island unbeschränktes Faustrecht. Unter den ersten Ansiedlern befinden sich übrigens auch Christen, sie kamen „von Westen“ (Landnama 5, 5), d. h. wohl von der schottischen Küste. Sie bewahrten in der ersten Generation noch ihren Glauben, die zweite opferte wieder den Göttern. Doch erhielt sich noch manches Christliche in diesem heidnischen Jahrhundert Islands. Auch der christliche Sarg und Kerzenbrand blieben stellenweise im Brauch, manches christliche Gerät hatten die vorher auf der Insel hausenden irischen „papars“ zurückgelassen. — Ich führe dies alles an, um zu zeigen, wie vorsichtig man bei der Beurteilung des Altgermanentums zu Werke gehen, wie zurückhaltend vor allem man sowohl von „Wesensfremdheit“ wie von besonderer germanischer Prädestination zum Christentum sprechen muß.

Lebens den Wert zurück, den Gott ihm durch Schöpfung und Erlösung verliehen hat.

Die christliche Lebenssinndeutung und Jenseitshoffnung, die unbedingte Machtfülle des einen Gottes, die Begründung des Guten, der persönliche Eindruck der Missionare, auf Island völkische Rücksichten, in Norwegen und bei den Festlandsachsen zeitweise politisch bedingte Gewalt: das sind die Kräfte, die bei der germanischen Christwerdung wirksam wurden.

Was aus dem Germanentum ohne Christentum und Antike geworden wäre, ist eine historisch unlösbare, daher müßige Frage. Die Völkerwanderungszeit entwurzelte die meisten Germanenstämme aus ihrem Heimatboden; in den Bereich des römischen Imperiums eingetreten, mußte der Sieger die überlegene Kultur des Besiegten annehmen — eine Ausnahme von dieser historischen Gesetzlichkeit bilden nur teilweise die Mongolen und die Araber.

Daß die Kirche das Erbe der Antike in die Hände der Germanen gelegt hat, ist geschichtliche Tatsache, doch ohne innere Notwendigkeit. Daß die freie Bauernkraft durch das Christentum gebrochen worden sei, ist eine Geschichtslüge: Der Stand der Gemeinfreien wurde getreten und bedrückt seit der fränkischen Landnahme, im rücksichtslosen Wettlauf des Adels um Besitz und Macht wurde der Schwächere beraubt, seines Besitzes und seiner Rechte enteignet. Die räumliche Verbreitung des Volkes auf ehemals römischem Reichsboden und das Vorbild der „heiligen“ Staatsgewalt waren ohnehin der alten Bauerndemokratie verderblich. Karl der Große hat vollends den Bauernstand nicht brutal unterdrückt, sondern vieles zu seiner Entlastung getan. Wenn später der Bauernstand, zunächst im Osten, dann auch im Westen sich zeitweise wieder erholt, so geht das auf Rechnung der rodenden Klöster, die zum ersten Mal bewiesen, wie man die Wälder Germaniens überwinden und Lebensraum schaffen konnte.

Wessen soll sonst noch das Germanentum verlustig gegangen sein? Der Anteil der Kirche an der Zerstörung heidnischer Kunst ist unkontrollierbar, die Völkerwanderungszeit, die merowingischen Jahrhunderte, die nachkarlischen Jahrzehnte sind krieg erfüllt und deshalb der Erhaltung von Kunst durchaus ungünstig. Der Zorn über die Verbrennung germanischer Heldenlieder, deren Umfang völlig unbekannt ist, durch Ludwig den Frommen, ist kindlich genug: Dichtung erhält sich in jener Zeit noch ohne Schrift wie in den Jahrhunderten vorher; und was in Franken verbrannt wurde, ist wohl gering zu werten gegenüber dem, was im Norden durch schreibfleißige Kleriker erhalten wurde. Dem aus dem Orient stammenden Megalithbau hat das Christentum nichts anhaben können, und die von der Kirche zerstörten Holzbauten wären ohnehin wie die Blüte vor der Frucht ins Nichts versunken vor der Wucht und der Gewalt und der Schönheit der rheinischen Dome und der Wartburg.

Und was ging der germanischen Seele verloren? Wenn das Recht der freien Persönlichkeit dem Germanen heilig war, wußte ihm das Christentum wesensmäßig sein, das den Eigenwert der Persönlichkeit an der entscheidendsten Stelle, wo es sich um den höchsten Lebenszweck selber handelt, so stark betont, daß selbst die Kirche nur dienendes Mittel sein will.

Der Freiheitssinn konnte sich zur Selbstverantwortlichkeit der heldischen christlichen Persönlichkeit verklären, der freie Freundschaftsbund mit der Gottheit war einer unendlichen Vertiefung im Christentum fähig. Das Christentum bannte die germanischen Völker durch den Zauber des Unbegreiflichen, band die eigensinnig Auseinanderstrebenden zu seelischer Gemeinschaft, stellte alles geistige Leben unter eine hinreißende Idee, ohne die in der Vergangenheit wurzelnden volkhaften Kräfte zu vernichten.

Die katholischen Verbände

Von Gustav Gundlach S. J.

Einer der führenden Männer der gewesenen katholischen Studentenverbände Deutschlands sagte im Sommer vorigen Jahres bei einer festlichen studentischen Veranstaltung in Berlin im Hinblick auf den neuen „Staat der nationalen Revolution“, die Gewißheit der göttlichen Sendung der Kirche und ihrer Sakramente habe gerade die katholische Studentenschaft in den Stand der Gelassenheit und freudig bejahenden besinnlichen Mitarbeit gesetzt, weil sie wisse, daß letzte Entscheidungen nicht von den Menschen, sondern von Gottes allseitiger Vorsehung gefällt werden (Bericht der „Germania“ vom 6. Juni 1933). Hier soll nun nicht darauf hingewiesen werden, daß jene Gelassenheit der Führung inzwischen Zehntausende katholischer Akademiker geradezu über Nacht vor die Tatsache der Selbstaufgabe des Prinzips der Katholizität durch ihre Verbände gestellt hat, wenn auch dieses Ergebnis allein schon den praktischen und wohl auch sittlichen Wert jener Gelassenheit eigenartig beleuchtet und ihr den Zauber vollends nimmt, den Szenerie und Stimmung eines Festkommerses allenfalls geben konnten. Hier soll vielmehr auf die zu Grunde liegende religiöse Denkweise eingegangen werden, mit der jene Gelassenheit gerechtfertigt wurde. Denn diese religiöse Denkweise ist, wie alle Kenner unserer Verhältnisse zugeben werden, von nicht geringem Einfluß auf die Meinungsbildung in den eigenen katholischen Reihen über die Notwendigkeit des katholischen Verbändewesens überhaupt.

Gottes Vorsehung wacht gewiß über seiner Kirche, und die Kirche hat aus der Heiligen Schrift die Gewißheit, daß keine geschöpflichen Gewalten sie jemals überwältigen werden. Aber so sicher diese Wahrheit in ihrer Allgemeinheit ist, so ist doch ebenfalls sicher, daß jenes göttliche Versprechen des unerschütterlichen Bestandes nicht von der katholischen Kirche auf deutschem oder sonst einem begrenzten Boden gilt. Hier gibt „die Gewißheit der göttlichen Sendung der Kirche und ihrer Sakramente“ durchaus nicht die katholische, auf der Glaubenslehre gegründete Unterbauung der Geisteshaltung der Gelassenheit. Noch mehr. Diese Gelassenheit hinsichtlich des Schicksals der Kirche auf deutschem Boden steht nicht nur nicht auf tragfähigem katholischem Grund, sondern steht auch in merkwürdigem Gegensatz zu unserer deutschen Situation. Diese Situation, umschrieben durch das, was man „nationale Revolution“ zu nennen pflegt,